

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 45 (1962)
Heft: 11

Artikel: Vor 50 Jahren erschien "Das Menschenschlachthaus"
Autor: Lamszus, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken aus Briefen Theodor Hartwigs

Die folgenden Zitate stammen aus Briefen aus den letzten Lebensjahren Hartwigs. Sie wurden uns freundlicherweise von unserer Mitarbeiterin Terezie Jirova zur Verfügung gestellt. (Redaktion)

«Wir trauern mit Dir über die Vergangenheit. Wer sollte Dich besser verstehen als ich, der ja auch seinen einzigen Sohn unter tragischen Umständen verloren hat. Das reicht freilich schon bis in das Jahr 1924 zurück, aber es gibt Wunden, die niemals vernarben; sie bluten immer wieder bis zum letzten Atemzuge. Bis dahin ist es bei mir nicht mehr allzuweit, und so schiebe ich alle qualvollen Erinnerungen zurück in Hinsicht auf das unerbittliche Eingehen in das erlösende Nirwana.

Der große französische Satiriker Rabelais soll auf seinem Sterbebett gesagt haben: ‚La farce est finie‘. Ich weiß nicht, wie mir im letzten Augenblick zu Mute sein wird, aber ich meine, daß man die Posse des Daseins eher in voller Kraft als Posse empfindet, und zwar im Sinne der meditierenden Weltbetrachtung eines Buddhas: ‚Geh an der Welt vorüber, es ist nichts‘.»

«Aber das lebendige Leben sorgt dafür, daß alles Lebensunfähige ausstirbt und Platz macht für neue Illusionen, die sich über Tod und Verwesung hinwegsetzen. So gewöhnt sich der Mensch daran, eine Art Doppelleben zu führen, indem er an den Abgründen des Lebens vorbeisieht und sich der wärmenden Sonnenstrahlen freut, die ihn an die eisige Kälte des Weltraums vergessen lassen. Dies gilt nicht nur für die Abgründe in unserem eigenen Unterbewußtsein, sondern wortwörtlich für das Geschehen im Weltall. Im kommenden Jahr (1957) soll die erste Weltraumrakete starten, die — mit allen möglichen Registrierinstrumenten ausgestattet — als künstlicher Erdtrabant innerhalb der Mondbahn die Erde umkreisen soll. Sogar der Papst hat sich zu diesem Experiment zustimmend geäußert und nur seinen Befürchtungen Ausdruck gegeben, daß die einzelnen Erdstaaten neue Kriegsziele entdecken könnten, falls sich auf anderen Himmelskörpern wertvolle Fundstätten finden könnten.»

«Kürzlich habe ich von der Redaktion der »Freigeistigen Aktion« die Aufforderung erhalten, mich über den gegenwärtigen Stand der Freidenkerbewegung zu äußern, weil die meisten Beiträge sich allzusehr in allgemeinen Redensarten er-

schöpfen, doch ist es mir bisher nicht gelungen, meiner Auffassung Nachdruck zu verleihen, daß wir unsere Kritik an der Religion sozialpsychologisch untermauern müssen. Es gibt eben auch in unserer Bewegung einen gewissen Dogmatismus, der noch aus der Zeit der bürgerlichen Freidenker stammt und sich damit begnügt, die religiösen Glaubenslehren verstandesmäßig zu durchforschen, obwohl die moderne Tiefenpsychologie uns längst darüber hätte belehren sollen, wie sehr das menschliche Unterbewußtsein durch unsere Lebensordnung affiziert wird. Nimm zum Beispiel das vom Vatikan neu verkündete Dogma von der leiblichen Himmelfahrt der Jungfrau Maria, das sich in unserem technischen Zeitalter wie ein Paradoxon ausnimmt. Und doch steckt da ein sozialpsychologisches Moment dahinter: Die Frau, die bisher in der patriarchalischen Gesellschaft minderbewertet war, wird in steigendem Maße in den Produktionsprozeß mit einbezogen, daher ökonomisch unabhängig vom Mann, so daß es zeitgemäß ist, ihr einen ideologischen Brocken hinzuwerfen. Das ist der tiefere Sinn des neuen Dogmas. So etwas verstehen unsere Vulgärmarxisten nicht, die von Psychologie keine Ahnung haben.»

Vor 50 Jahren erschien «Das Menschenschlachthaus»

Von Wilhelm Lamszus

Das Buch mit dem anstößigen Titel, das ich im Sommer 1912 veröffentlichte, hat mich in schicksalhafter Weise durch mein ganzes Leben begleitet. Wenn ich mich heute frage, warum es bei seinem Erscheinen so ungewöhnliches Aufsehen erregte und sofort in alle Kultursprachen übersetzt wurde, so lautet die Antwort: Es schlug der bisherigen Auffassung vom Krieg aufs krassste ins Gesicht.

Der heutige Zeitgenosse, der die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg nicht miterlebt hat, wird sich kaum vorstellen können, in welch vaterländischem Hochgefühl der deutsche Bürger damals lebte. Wenn man in Deutschland vom Kriege sprach, dann dachte man an unaufhaltsam vorstürmende, hurraufende Soldaten, an flatternde Fahnen, an Kriegsmusik und Dankchöre. Es war der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71,

lustig machen und — schematisierend — nur das soziologische Moment gelten lassen, während es doch klar sein sollte, daß man in der Kulturgeschichte mit Soziologie allein nicht durchkommt. Gewiß ist auch in der Dichtkunst das sozialökonomische Moment von großer Bedeutung für die »Hauptströmungen der Literatur« (G. Brandes), aber wie sollte sich ohne Psychologie erklären lassen, daß verschiedene Dichter auf die gleiche — oder ähnliche — sozialpolitische Umwelt verschieden reagieren, selbst wenn sie in ihrer Klassenzugehörigkeit weitgehend übereinstimmen.

Wir wollen auch in den folgenden Ausführungen nicht »kommentieren«, sondern nur versuchen, die erwähnten drei Meister russischer Erzählungskunst den westeuropäischen Lesern menschlich näherzubringen, zumal sich in ihren Werken zahlreiche Stellen finden, die uns fremdartig anmuten. Um den Gegensatz von östlicher und westlicher Mentalität bildhaft zum Ausdruck zu bringen, braucht man nur in Gedanken sich die berühmte Kathedrale auf dem Roten Platz in Moskau vorzustellen und ihr die Silhouette einer gotischen Kirche, etwa des Kölner Domes, entgegenzuhalten. Die gotische Baukunst hatte mit dem Grundprinzip der antiken Architektur gebrochen, die — nach A. Schopenhauer — den Kampf zwischen Starre und Schwere symbolisiert. In der Gotik wird scheinbar alle Erdschwere durch die zum Himmel strebende Starre überwunden. Davon ist in der Bauart der orthodoxen Kirche nichts zu verspüren, die mit ihren spielerischen Zwiebeltürmen den Kampf von Starre und Schwere überhaupt vergessen läßt. Hingegen finden wir in der byzantinischen Kirchenkunst ein Moment von einprägsamer Bedeutung: die Ikonen, das sind eigenartige Heiligenbilder,

die sich von einem goldenen Hintergrund, dem Sinnbild der Unendlichkeit, abheben. Die tiefgründigen Augen dieser Heiligen scheinen dem jeweiligen Betrachter zu folgen und ihn zur inneren Einkehr zu mahnen.

Es wäre reizvoll, den Weg zu verfolgen, der in der russischen Kirchenmalerei bis zur Vorherrschaft der Ikonen geführt hat, und tatsächlich ergab sich ein derartiger Anschauungsunterricht, als man nach der Oktoberrevolution 1917 in einer Kirche auf dem Kreml uralte Bilder entdeckte, die vielfach übermalt waren. Man hat — nicht nur aus geschichtswissenschaftlichem Interesse — die einzelnen Bildschichten abgetragen, zu Vergleichszwecken photographiert und ist so — gleichsam auf geologischem Wege — zu den Urfängen der russischen Kirchenmalerei gelangt. Es zeigte sich — zur größten Ueberraschung der Untersuchungskommission —, daß die ältesten Bilder sich durch eine geradezu heidnische Sinnenfreudigkeit auszeichneten, zum Beispiel die Darstellung des Sündenfalles des ersten Menschenpaares. Je näher die Bilder der Gegenwart kamen, desto düsterer wurde ihr Charakter, und man fragte sich unwillkürlich, was die Kirchenmaler zu ihrer geänderten Darstellungsweise veranlaßt haben mochte. Zu unserer Verwunderung — ich nahm im Jahre 1926 als Mitglied einer Delegation an einer derartigen Führung teil — erfuhren wir, daß die betreffenden Uebermalungen auf Grund von eigenen Synodalschlüssen vorgenommen worden waren, daß also hier eine besondere Art von ideologischer Beeinflussung vorlag. Von diesem religionsgeschichtlichen Hintergrund aus gesehen, erscheint es gar nicht mehr so sonderbar, wenn Dostojewski in seinen Romanen so

den man als einen frischfröhlichen Siegeszug vor Augen hatte. Wie sehr aber der Krieg seitdem sein Gesicht verändert hatte, war den Menschen nicht im geringsten zum Bewußtsein gekommen.

Da ich selber vor dem Ersten Weltkrieg Soldat werden mußte, hatte ich Gelegenheit, diese Wandlung mit eigenen Augen zu beobachten. Das Waffenhandwerk war ebenso wie das bürgerliche Handwerk immer mehr industrialisiert worden und hatte sich in ein automatisiertes Kriegsmaschinenwesen verwandelt. Es war, als ob der Tod die Sense auf das alte Eisen geworfen hätte und ein Maschinist geworden wäre. Das war es, was mir bis zum Halse stand: Von Technikern, von Maschinisten wurden wir vom Leben zum Tode befördert. Und wie man Knöpfe und Stecknadeln im Großbetrieb erzeugte, so produzierte man nun auch die Leichen und die Krüppel mit Maschinenbetrieb.

Das war die eine Erkenntnis, die mich erschauern ließ, wenn ich an den künftigen Krieg dachte. Nicht minder erschreckend war die Gewißheit, daß die sogenannten Feinde, die man im Ernstfall zu töten hatte, keine andern Menschen waren als wir selber. Schon in meinen jungen Jahren war mir die von den klassischen Philosophen verkündete Einheit des Menschengeschlechts zum fundamentalen Erlebnis geworden. Ich betrachtete die Menschheit als eine große Schicksalsgemeinschaft, die auf ihrem kleinen Erdenstern auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen ist. Welch irrsinniges Beginnen, wenn diese im Weltall beheimatete Menschheit, anstatt ihr Erdenhaus so wohnlich wie möglich einzurichten und Hunger, Krankheit und Elend aus der Welt zu schaffen, nun mit ihrer mörderischen Kriegsmaschinerie aufeinander losging, bestialisch sich zerfleischte und die wunderbaren Schöpfungen ihres Erfindergeistes und ihres mühseligen Fleißes in Schutt und Asche legte!

So kamen denn die «Visionen vom kommenden Krieg» mit unwiderstehlicher Gewalt über mich. Ich zog in diesen Krieg nicht als Soldat, der blindlings schießt und tötet. Ich war ein Mensch geblieben, den man dazu verurteilt hatte, den Menschenbruder umzubringen. In grellen, immer leidenschaftlicher sich steigernden Bildern zog das neue Kriegsgeschehen an meinen Augen vorüber. Der Höhepunkt war das Kapitel von der «Fliegenden Erde», die, von Pionieren unterminiert,

das anstürmende feindliche Regiment in Stücke riß und im Angesicht der verstümmelten, schreiend am Boden daherkriechenden Menschenleiber mich und meine Kameraden in den Wahnsinn trieb. Die Vision von sich verbrüdernden feindlichen Truppen beendete die grauenvolle Bilderreihe.

Carl von Ossietzky, der zu dem 1919 erschienenen zweiten Teil dieses Buches ein ausführliches Vorwort schrieb, meinte darin, ich hätte die Schrecken der modernen Materialschlachten mit nachtwandlerischer Sicherheit geschildert. Er hatte recht, nur daß die Wirklichkeit die menschliche Phantasie bei weitem übertraf.

1933, gleich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, wurde ich aus dem Hamburger Schuldienst entlassen. Meine Bücher wurden verboten, und auch ich bekam Schreibverbot. Die Nationalsozialisten hatten «Das Menschenschlachthaus», das seine Aktualität längst verloren hatte, nicht vergessen. Daß es dennoch ungeahnte Wirkungen vollbringen konnte, wurde mir gleich nach der Beendigung des Krieges eindrucksvoll vor Augen geführt.

Ein junger mit mir befreundeter Lehrer, der, weil er ausgebombt war, bei mir im Hause wohnte, war als Lagerleiter mit einigen Klassen seiner Schule in die Kinderlandverschickung gegangen. Das Lager, das in einem großen Hotel untergebracht war, lag hart an der Grenze der Ostmark in einer tschechischen Exklave. Dort wurde es von dem Zusammenbruch überrascht. Es befand sich mitten in einer Bevölkerung, der man in jahrelanger Schreckensherrschaft die Väter erschossen oder in Zwangsarbeit geschleppt und die Wohnstätten niedergebrannt hatte.

Als nun die blutige Abrechnung erfolgen sollte und die aufgebrachte Menge sich auf die Lagerinsassen stürzen wollte, wurde das Schlimmste nur durch das Dazwischentreten eines tschechoslowakischen Offiziers verhindert, der auch mit seinen Partisanen herzugekommen war. Aber das Äußerste, was er den verhaßten Deutschen zubilligte, war ein Fußmarsch durch das feindliche Gebiet ohne schützendes Geleit und ohne alle Nahrungsmittel. «Das kommt einem Todesurteil gleich», erwiderte der Lagerleiter. «Sie können doch gegen unschuldige Kinder nicht so grausam sein!» Als der Offizier im weiteren Verlauf des Gesprächs erfuhr, daß der hartnäckige Bittsteller bei mir im Hause wohnte und sogar mit mir befreundet war,

viele Personen auftreten läßt, die ernsthaft über das Problem der Gottgläubigkeit diskutieren. Und auch auf die religiöse Befangenheit Gogols fällt — ungewollt — ein bezeichnendes Licht.

Wie dem auch sei, wir dürfen auch bei westeuropäischen Lesern eine gewisse Bereitschaft voraussetzen, der manchmal fremdartigen Darstellungsweise der großen russischen Erzähler zu folgen. Es mag ihnen dabei ungefähr so ergehen wie dem Schusterpoeten Hans Sachs, dem Richard Wagner (in den «Meistersingern», 2. Aufzug, 4. Szene) die Worte in den Mund legt: «Ich fühl's — und kann's nicht verstehn.» Womit angedeutet wird, daß wir in der Kunst manches empfindungsmäßig erfassen, was unserem Verstand zunächst verborgen bleibt. Ein altindisches Sprichwort sagt: «Du magst an dem Ufer des Ganges oder des Meeres stehen, du trägst immer nur einen Krug Wasser davon.» Das soll besagen, daß wir von allem Reichtum der Welt nur so viel in uns aufzunehmen vermögen, als das Krüglein unserer Seele zu fassen vermag. Es ist grundfalsch, wenn A. Schopenhauer empfiehlt, vor ein Kunstwerk hinzutreten wie vor einen hohen Herrn und zu warten, was es zu uns spricht. Vielmehr haben wir auf allen Gebieten der Kultur eine gewaltige Vorarbeit zu leisten, um ihren seelischen Inhalt in uns aufnehmen zu können. Jedes Kunstwerk fordert uns zu intensiver Mitarbeit auf, und eine solche ist nur möglich, wenn wir an unserer eigenen Kultivierung arbeiten.

Richard Dehmel meinte einmal:

«Wie man würdig Kunst empfängt?
Wenn man würdigt, was sie schenkt.»

Wer aber vermag ein Kunstwerk richtig zu würdigen? Doch nur derjenige, der für dasselbe empfänglich, das heißt reif ist. Andernfalls fehlt der Widerhall, der dem Schaffen der Künstler einen neuen Auftrieb verleiht. Ohne seelische Gefolgschaft keine künstlerische Aktivität. Die köstlichste Quelle vermag kein Leben zu wecken, wenn sie in der trostlosen Oede des Wüstenlandes versiekt. Dies alles mag im Falle der längst dahingegangenen Meister der russischen Erzählungskunst wie ein Treppenwitz posthumer Literaturkritik klingen, aber die Entwicklung bleibt — auch in der Dichtkunst — nicht stehen, und wir müssen uns um die Weiterführung der literarischen Produktion bemühen. Die Lehren der Vergangenheit sind wegweisend für die Zukunft. In diesem Sinne bedeutet auch die nachträgliche Vertiefung des Verständnisses dichterischer Leistungen eine nicht unnütze Vorarbeit für künftige Generationen. Die Tiefenpsychologie gibt uns ein Mittel in die Hand, um den Vorgang des dichterischen Schaffens zu durchforschen. So wie wir mit Hilfe des Teleskops in astronomische Entfernungen eindringen und das Mikroskop unseren Einblick in die Welt des Kleinsten ermöglichte und enthüllte, was unseren stumpfen Sinnen bisher verborgen war, so erweitert die Psychologie unsere geistige Einsicht in die Werkstätte unseres Unbewußten. Warum sollten wir auf diese «Erweiterung unserer Sinnesorgane» (Herbert Spencer) verzichten, da noch so viel Neuland auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft zu erschließen ist? Auch hier gilt es, im Sinne von Goethe, der Meereswüste unserer Unwissenheit ein Stück fruchtbaren Kulturlandes abzuringen.

Theodor Hartwig

schlug seine feindselige Stimmung plötzlich um. Er hatte «Das Menschenschlachthaus» gelesen, das auch ins Tschechische übersetzt worden war. Er sorgte für ausreichende Verpflegung, stellte Transportwagen zur Verfügung und gab den Heimkehrern einen Geleitbrief mit auf den Weg, der sie ungefährdet über die Grenze brachte.

«Dein Buch, dein vielgeschmähtes Buch hat uns das Leben gerettet», sagte unser Freund, nachdem er seinen dramatischen Bericht beendet hatte. Dann saß er still auf seinem Stuhl, und auch ich blieb lange stumm. Mir war durch all die furchtbaren Enttäuschungen der Glaube an die menschliche Vernunft zutiefst erschüttert worden. Hatten wir nicht ein Leben lang versucht, unser in die Irre geleitetes Volk zur Selbstbesinnung aufzurufen, um als Ergebnis unseres Mühens nun auch den schrecklichsten und irrsinnigsten aller Kriege, die jemals über die Menschheit kamen, bis ans bittere Ende erleben zu müssen? Jetzt hatte ein kleines, längst vergessenes Buch vermocht, das Herz eines mir unbekannten volksfremden Menschen so zu rühren, daß sich sein fanatischer Haß in eine edle Tat verwandelte.

Zwei Weltkriege haben wir mit allen ihren unsagbaren Schrecken über uns ergehen lassen müssen. Heute, am Abend meines Lebens, bin ich gewiß, daß der dritte Weltkrieg nicht stattfinden wird. Die Situation hat sich von Grund auf gewandelt. Bei den vorangegangenen Kriegen durften die Machthaber, die sie entfesselten, immerhin hoffen, mit ihren fieberhaft vorangetriebenen Rüstungen den Sieg zu erringen. Heute weiß jedes Kind, daß, wer auf den verhängnisvollen Knopf zu drücken wagt, zugleich Selbstmord begeht. Das ganze weltweite Ausmaß der hervorgerufenen Zerstörungen steht auch den verantwortlichen Staatsmännern erschreckend deutlich vor Augen. Sie werden sich darum hüten, die Erde abermals in ein Menschenschlachthaus zu verwandeln, in dem sich diesmal die ganze Menschheit selber massakrieren würde.

Frieden auf Erden! Frieden in der Kirche?

Was doch die christlichen Kirchen nicht alles versprechen für den Fall, daß die arge Welt endlich, endlich einmal sich dem christlichen Dogma unterstellen und Christus als ihren Herrn und König anerkennen könnte! Unter viel anderem versprechen sie auch Frieden, den ewigen Frieden. Wie steht es aber mit dem Frieden in der Kirche selbst? Aus den vielen Belegen, die uns auf diese Frage Antwort geben können, wählen wir hier nur drei heraus — sie sprechen deutlich genug:

1. Die ersten Vorbereitungen auf das bevorstehende Konzil erlaubten einige, wenn auch nur schwache Hoffnungen auf Frieden innerhalb der christlichen Kirche. Die Möglichkeiten einer Wiedervereinigung der beiden großen Kirchen konnten erwogen und diskutiert werden. Je näher wir aber dem 11. Oktober, dem Datum der Eröffnung des Konzils, kommen, desto schwächer wird die Zuversicht, desto pessimistischer die Stimmler, die sich auskennen und als Sachverständige gelten dürfen:

Von einer Wiedervereinigung auf der Basis der Gleichberechtigung spricht heute im Ernst niemand mehr; dieser Traum ist endgültig ausgeträumt. Aber auch in der Romkirche selbst verdüstern sich die zuerst helleren Aussichten zusehends. Die Kirchenleitung tritt heute schon allen Postulaten nach einer Demokratisierung, nach einer freierlicheren Gestaltung des hierarchischen Kirchengefüges (Pater Lombardi in Italien!) mit Bestimmtheit entgegen. Durchsetzen wird sich sehr wahrscheinlich der Wille zur Schärfung und Härtung des Absolutismus in der Lehre und Dogmatik, der Wille zum autoritären

Absolutismus im Aufbau der Hierarchie. Dieser Wille wird hauptsächlich getragen vom spanischen und italienischen Episkopat.

Der Ausgang des Konzils wird uns deutlichen Bescheid sagen; bis dahin wollen wir uns gedulden.

2. Da schreibt in Heft 6 der «Monatsschrift für Pastoraltheologie» ein Dr. Ch. von Imhof einen Aufsatz über «Die Sorgen Roms oder zweierlei Einheit» und berichtet darin, daß er auf seiner Reise nach New Delhi auch in Rom vorgesprochen habe und zwar im «Sekretariat für Einheit». Dort habe er die Frage gestellt, ob denn nicht durch ein Wort des Konzils jener unselige, oftmals bis auf Tod und Leben geführte Kampf Roms gegen die nichtrömischen Kirchen auf den Missionsfeldern der Welt beendet werden könnte. Das stehe wohl nicht zu erwarten, war die Antwort in der Via dei Corridori Nr. 64. Und auf dieselbe Frage habe der römische Katholik in New Delhi geantwortet: «Das wäre nur möglich, wenn die Kirche Petri sich selbst aufgeben würde.» Und kurz nach Weihnachten habe der «Osservatore Romano» geschrieben: «Solange die Spaltung fortbesteht, wird auch die Missionstätigkeit der getrennten Gemeinschaften die Spaltung nur noch ausbreiten.»

Wir wiederholen die Worte: «Jener unselige, oftmals bis auf Tod und Leben geführte Kampf Roms gegen die nichtrömischen Kirchen auf den Missionsfeldern der Welt» — und sind über den Frieden in der Kirche wieder einmal klar ins Bild gesetzt worden.

3. Da tagte kürzlich in Amsterdam die Weltkonferenz des internationalen Rates christlicher Kirchen, das ist eine calvinistische Gegengründung gegen den protestantisch-ökumenischen Rat, der bekanntlich letztes Jahr in New Delhi zusammengetreten ist. Die Amsterdamer calvinistische Weltkonferenz reißt also vorerst einmal einen tiefen Graben auf in der protestantischen Kirche selbst. Noch heftiger, noch schärfer aber wendet sie sich gegen die Romkirche und besonders gegen das bevorstehende Konzil. Den «Basler Nachrichten» vom 22. Aug. 1962 entnehmen wir folgende Einzelheiten:

In einer zweiten Resolution erklärt der Rat, daß die Romkirche bemüht sei, den nicht-katholischen Aktivitäten so schnell wie möglich ein Ende zu bereiten. «Die Tragik dabei ist, daß diese gefährlichen Versuche von verschiedenen Leitern der ökumenischen Bewegung unterstützt werden.» Der Amsterdamer Rat vermutet, daß das Vatikanische Konzil ohne Zweifel eine neue Gefahr für alle protestantischen Kirchen, für ihre Arbeit und Missionen heraufbeschwören werde. «Das erstrebte Ziel soll es sein, das ganze Christentum unter das Joch des Papstes zu stellen. Papst Johannes XXIII. verlangte ebenso wie alle vorigen Päpste die ganze Welt zu beherrschen. Eine allgemeine Uebermacht des Papstes würde ein Triumph des Aberglaubens und der Abgötterei sein.»

Sieht das alles nach Frieden, nach Frieden innerhalb der Kirche aus? Bestimmt nicht! Und nun stellen wir Weltkinder in unserer unverbesserlichen Naivität immer wieder die Frage:

Wäre es nicht am Platz, daß die christlichen Kirchen zuerst einmal unter sich selber einen erträglichen Friedenszustand herstellten — und erst dann, nach Herstellung dieses innerkirchlichen Friedens, den Versuch machten, auch vor der außerchristlich-außerkirchlichen Welt als Schöpfer und Garanten eines allgemeinen Weltfriedens aufzutreten? So aber, wie die Dinge heute liegen, bringen sich die christlichen Kirchen als die Träger des großen Friedensgedankens um allen moralischen Kredit.

Omikron

Die Literaturstelle der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, Langgrütstraße 37, Zürich 9/47, empfiehlt:

E. Grunow: Religiosität und Erkenntnisse Fr. 1.60
(Soeben erschienen)